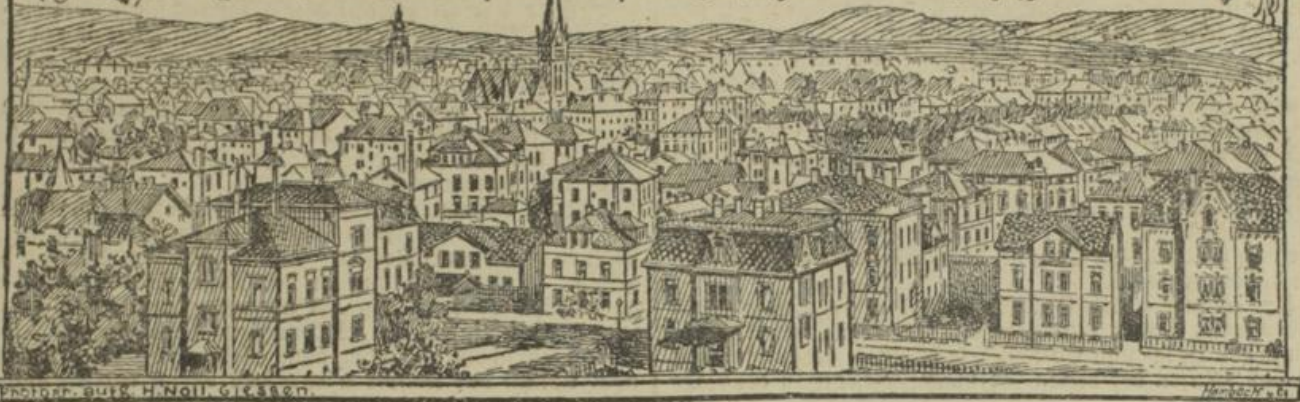


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Wagen hielt vor dem Seitenflügel des Herrenhauses in Saarkirchen, und Kersten führte Werner durch die Räume des Generalbureaus, um ihm die einzelnen Beamten vorzustellen und ihnen mitzuteilen, daß Werner vorläufig für ein Vierteljahr seine Vertretung übernehme.

Neben dem Zimmer Kerstens fanden sie in ihrem Privat-Bureau Dora, die ein technisches Werk über Hüttenbetrieb vor sich hatte und anscheinend eifrig studierte.

„Nun, wieder fleißig, mein liebes Kind? Es ist wirklich rührend, welche Mühe du dir gibst, in dieses für dich so langweilige Zeug einzudringen. Hier bringe ich dir unseren hilfsbereiten Freund, der mich vertreten wird und die neue Arbeit gern auf sich nimmt. So hat er mir wenigstens heuchlerisch versichert.“

Dora reichte Werner die Hand, und Werner bückte sich tief herab, um die Hand zu küssen. Er folgte einem Impulse, einem plötzlichen Zwange, und war dann einigermaßen verlegen. Er hatte bei dienstlichen Zusammenkünften Dora sonst nie die Hand geküßt.

Dora erröte und wies mit einer Handbewegung Kersten und Werner nach den Lederseffeln, die zur Rechten ihres Schreibtisches standen.

„Ich habe Berggrat Spalding schon im Generalbureau vorgestellt, und du kannst mit ihm besprechen, wann er täglich auf eine Stunde hierherkommen soll. Es ist wohl notwendig, daß du dann auch anwesend bist, um eventuell deine Willensmeinung und Entscheidung kundzugeben. Wir müssen Rücksicht darauf nehmen, daß der Berggrat sehr wenig Zeit hat; aber natürlich müssen auch deine Wünsche, Dora, berücksichtigt werden.“

„Ich kann mich mit meiner Zeiteinteilung immerhin nach den Wünschen des gnädigen Fräuleins richten“, erklärte Werner.

„Diese Wünsche treten selbstverständlich zurück“, sagte Dora bestimmt; „sie sind aber auch gar nicht vorhanden. Mir ist jede Zeit am Tage genehm. Es handelt sich um wichtige Dinge, und für die muß man immer Zeit haben.“

„Wenn der Dienst im Generalbureau ebenso eingeteilt ist wie in den Betriebsbureaus, so wäre es vielleicht am passendsten, wenn ich nachmittags zwischen drei und vier hierher käme. Dann sind die Eingänge, die im Laufe des Tages eintreffen, durchgesehen und geordnet, etwaige Beantwortungen sind fertig, die täglichen Rapporte sind eingegangen und vorgeprüft worden. Ich hätte dann immer noch Zeit, nach Theresien-Gütte hinüberzufahren und dort die Ausgänge zu unterzeichnen sowie eventuell noch auf Dufinus-Grube einmal nachzusehen. Ich werde ja aber

auch die anderen Werke möglichst häufig besuchen müssen, schon um mich über die Betriebsverhältnisse zu unterrichten.“

„Du wirst den Herrn Berggrat in den verschiedenen Betriebsverhältnissen den Chefs vorstellen?“ fragte Dora halb fragend Kersten.

„Das ist nicht nötig. Der Berggrat ist mit allen Betriebsführern persönlich bekannt. Es genügt ein Rundschreiben des Generalbureaus an die Betriebsvorstände, daß der Berggrat meine Vertretung übernimmt, und damit ist ja die Sache erledigt. Dieses Rundschreiben kann heute nachmittag hinausgeschickt werden und bis morgen früh durch die Hände sämtlicher Betriebsvorstände gegangen sein.“

„Ich werde die Absendung des Rundschreibens sofort veranlassen“, erklärte Dora.

„Und mich entschuldige“, bat Kersten; „ich muß noch einige Reisevorbereitungen treffen. Wir müssen heute abend abreißen. Je eher wir von hier fortkommen, desto besser. Lothar wollte dir einen Besuch machen und die alte Kinderfreundschaft erneuern; aber er wird das nachholen, wenn wir zurückkommen.“

„Ich wünsche dir und Lothar glückliche Reise“, sagte Dora, „und gute Erholung.“

Werner und Kersten verabschiedeten sich von Dora, und vor der Tür fragte Kersten:

„Wie kommen Sie nun nach Hause? Soll ich Sie vor Ihrer Villa absetzen?“

„Das ist nicht nötig. Ich gehe durch das Birkenwäldchen in zwanzig Minuten hin. Es ist herrliches Wetter, und der Spaziergang wird mir sehr wohl tun.“

Der große, gut gepflegte Park, der das Herrenhaus von Saarkirchen nach Norden und Westen umgab, ging allmählich in die Landschaft über, und zwar in ein Wäldchen aus Birken, Eichen und Nadelhölzern gemischt. Ein breiter und tiefer Graben, über den nur zwei nebeneinander liegende Balken führten, trennte das Wäldchen von dem Park. Das Birkenwäldchen führte ja seinen Namen nicht ganz mit Recht, denn es bestand auch aus anderen Bäumen, die Birken waren aber vorherrschend, und die weißen Stämme und das hellgrüne Laub dieser Bäume bildeten an verschiedenen Stellen einen wirkungsvollen Kontrast zu dem dunklen Grün der Kiefernadeln und den knorrigen, alten Eichenstämmen. Es war parkartig eingerichtet, ohne der Natürlichkeit der Landschaft Abbruch zu tun. Es gingen einige nicht befestigte, aber doch beständig reingehaltene Wege kreuz und quer durch das Wäldchen, das auf einem welligen Hügelgelände stand. Auf der Spitze mehrerer Hügel, von denen aus man eine hübsche Aussicht hinüber nach dem Park von Saarkirchen, nach Dasburg und nach den Bergwerken im Norden hatte, waren Bänke aufgestellt. Ein Bach, der auch den Grenzgraben zum Park von Saarkirchen mit Wasser versorgte, floss durch das Wäldchen und machte es zu einem angenehmen Aufenthalt, so daß die Bewohner von Dasburg, welche nachmittags Zeit hatten, ihre Spaziergänge gern nach dem Bir-

tenwäldchen lenkten. Schon der alte Buchwalb hatte dieses Wäldchen dem Publikum freigegeben, hatte aber nicht gebildet, daß irgendwelche Wirtschaften oder Restaurants darin errichtet wurden, um ihm den Charakter des Parks nicht zu nehmen.

Es fing bereits an zu herbüeln, als Werner durch das Wäldchen schritt. Das Laub der Birken und Eichen färbte sich schon gelblich. Obgleich Werner hungrig war und wußte, daß Frau Wolf mit dem Mittagessen auf ihn wartete, ging er doch unwillkürlich langsam, um die Naturschönheiten auf sich wirken zu lassen. Auf der Spitze einer der Terrainwellen stand eine gewaltige Blutbuche mit weit ausladenden Ästen, deren helles Rot sich wunderbar von den weißen Birkenstämmen, dem hellgelben Laube der Birken, dem dunklen Grün der Kiefern und dem Dunkelgelb der Eichenblätter abhob. Es war ein so farbenprächtiges Bild, das Kunde gab von dem Aufblühen der Naturschönheit, bevor Sommer und Herbst zur Rüste gingen, daß Werner ganz gefesselt stehen blieb. Unwillkürlich setzte er sich auf die Bank, die dort stand und einen Blick auf die Gruppe, deren Mittelpunkt die Blutbuche bildete, gestattete.

Ja, es war schön, idyllisch schön hier in diesem Stück wohlgepflegter Natur. Nur ganz von fern klang das Arbeitsgeräusch der Berg- und Hüttenwerke herüber; gedämpft klang selbst das Pfeifen der vielen Eisenbahnzüge, die in der Nähe vorüberfuhren.

Ja, es war schön hier, und nicht nur in dem Birkenwäldchen! Werner hatte hier eine Beschäftigung, der er sich mit Leib und Seele widmen konnte, er hatte Arbeit in Hülle und Fülle. Zu selbständigem Schaffen ward ihm täglich Gelegenheit.

Werner hätte sich die Verhältnisse gar nicht besser wünschen können, als sie waren. Und doch hatte er ein leises Empfinden des Unbehagens und der Furcht vor etwas Kommemdem, dem er nicht entgegen konnte. Er fühlte, wie er von den Verhältnissen geschoben wurde, ganz gegen seinen Willen und ohne daß er sich dagegen wehren konnte. Gegen die Gefühle für Dora sträubte er sich gar nicht mehr; die waren so gewaltig, so unüberwindlich, daß es Torheit von ihm gewesen wäre, hätte er sie unterdrücken wollen. Er war stolz darauf, daß es heilige, schöne und edle Gefühle waren, die er für Dora hegen durfte. Sie erschien ihm in dem ganzen Nimbus eines keuschen, liebenswürdigen, herrlichen Weibes, dessen Zauber man sich nach einigem Sträuben freudig hingibt. Er empfand etwas für Dora, was vielleicht nicht Liebe allein, sondern mehr noch Verehrung war. Vielleicht war es ein Gemisch von Liebe und Verehrung. Er empfand Freude darüber, daß Dora überhaupt vorhanden war. Er hatte keine Zeit zum Schwärmen, nicht einmal zum ordentlichen Nachdenken. Es lag ihm auch nichts daran, sich klar zu werden über die Gefühle, die er für Dora hegte. Nur so viel wußte er, daß er vorsichtig sein, daß er seine Empfindungen niemals verraten durfte. Wollte er hier bleiben, wollte er dauernd sich an die Werke binden und ihnen seine Tätigkeit widmen, so mußte er alles vermeiden, was ihn in denselben Konflikt bringen konnte wie seinen Vorgänger.

Stand er aber nicht anders zu Dora als der ausdringliche Liebhaber, den sie sich vom Halse geschafft hatte? Empfand nicht Dora etwas für ihn? Er wußte es nicht, er hoffte es aber! Zum mindesten hatte er das Gefühl, daß er ihr sympathisch war. Um so vorsichtiger mußte er ihr gegenüber sein, damit sie ihn nicht für einen Mitgiftjäger hielt, deren so viele sich ihr schon genähert hatten. Sie erwies ihm Vertrauen, sie hatte ihm eine große Freundlichkeit durch die Veranstaltung des Fackelzuges erwiesen. Sie bemühte sich, ihm das Leben angenehm zu machen, soweit ihr das gestattet war. Umso mehr Grund hatte er zur Vorsicht und Zurückhaltung.

Da schoben ihn die Verhältnisse wieder ein Stück vorwärts in einer Richtung, die er vorläufig noch gar nicht übersehen konnte. Bisher war er mit Dora nur in größeren Zwischenräumen zusammengelommen; es verging eine Woche oder auch mehr, bis er sie sah. Von jetzt ab war er wahrscheinlich täglich mit ihr zusammen. Unter anderen Verhältnissen wäre das herrlich schön gewesen. Unwillkürlich wurden sie aber jetzt vertrauter miteinander. Er wußte ja aus Erfahrung, wie sich die Förmlichkeiten zwischen Personen, die ständig miteinander verkehren, langsam abschleifen. Für ihn stieg jetzt die Gefahr außerordentlich, zu verraten, was in ihm für Dora lebte. Er nahm sich gewiß so sehr in acht, als nur möglich. Aber es konnte irgendein Zufall ihm auch nur die Andeutung seiner Gefühle ent-

reißen, und dann war ein unberechenbarer Schaden geschehen, dann hatte er einen Schritt getan, den er nicht wieder gut machen konnte. Dann ging auch er eines Tages als der abgewiesene, zudringliche Freier davon, gegen seinen Willen und lächerlich gemacht in den Augen aller Menschen, selbst derjenigen, die ihm vielleicht wohlwollten, wie Geheimrat Kersten und Graf Künster. Vielleicht war es das Klügste, er ging von selbst, er hütete sich, etwas von seinen Gefühlen zu verraten, und wenn das Jahr um war, verließ er den Dienst auf den Buchwaldschen Werken und war dann wieder ein freier Mann. Dann hätte er um Dora werben können, dann hätte er unter ganz anderen Verhältnissen vor sie treten können, um ihr seine Neigung zu gestehen. Dann war er nicht mehr der von ihr abhängige Angestückte, der den lächerlichen Gedanken hatte, die Chefin zu heiraten und sich in den großen Besitz „wie in ein warmes Nest“ hineinzusetzen.

Wenn Geheimrat Kersten nicht die Absicht gehabt hätte, die Kiesgruben der Frau Glover zu pachten, so hätte sich Werner dazu entschlossen. Dann hätte er Veranlassung gehabt, in Dasburg und in der Nähe Doras zu bleiben; dann hätte er vorsichtig als unabhängiger Mann, frei in seinen Entschlüssen, die Werbung um sie beginnen können. Aber wahrscheinlich nahm man es ihm sehr übel, wenn er nach Ablauf des Jahres wieder den Dienst verließ und sich selbständig machte. Geheimrat Kersten nahm das sicher sehr krumm und wahrscheinlich auch Dora. Und war er denn sicher, daß Dora ihn nicht abwies? War er so überzeugt davon, daß Dora mehr für ihn empfand als für alle die Männer, die ihr werben genahen waren? Wie stand sie zum Beispiel zu Lothar Kersten, der unverheiratet war, mit dem sie eine Kinderfreundschaft verband, der ihr also viel unbefangener als jeder andere entgegenzutreten konnte, und der noch als gewichtiges Moment für seinen Wert als Freier und die Lauterkeit seiner Gesinnungen den Umstand für sich hatte, daß er der Sohn des Geheimrats Kersten, des Mannes war, der nicht allein die Stelle des Generaldirektors, sondern auch ein wenig die des Vaters bei Dora vertrat?

Abwarten, abwarten! Aber Menschen mit heißen Empfindungen, seien diese selbst nur eine hohe Verehrung für ein Weib, sind sehr ungeduldig, und das Wartenmüssen macht sie unruhig, nervös und zu unbedachten Schritten geneigt.

Ein Narr war er, daß er sich hier auf die Bank gesetzt und geschwärmt hatte wie ein Schulknabe! Er war hungrig über alle Maßen und sein Mittagessen wurde kalt.

Werner sprang auf und legte mit eiligen Schritten, ohne sich weiter um die Naturschönheiten des Birkenwäldchens zu kümmern, den Weg bis zu seiner Villa zurück, wo Frau Wolf sich entschuldigte, sie habe nicht gewußt, wann er komme, und sie könne nicht dafür, wenn das Essen nicht so sei, wie er es vielleicht erwartet habe.

Werner sagte, es sei seine Schuld, und das Essen würde schon genießbar sein. Frau Wolf fühlte sich aber durch diese freundlichen Worte keineswegs angenehm berührt. Sie gab sich die größte Mühe mit dem Kochen und der Führung des Haushaltes. Aber Werner sah das nicht; er hatte wahrscheinlich gar kein Verständnis für ihre Tätigkeit und insolgedessen auch keine Anerkennung. Nach dieser hatte sie bisher gestrebt. Aber wenn der Hausherr, wenn Bergrat Werner Spalding für sie bisher eine Autorität gewesen war, deren Ansehen ihr imponierte, so war dieser Autorität durch das Verhalten der Frau Schottelius einigermassen Abbruch getan. Wer weiß, wie lange diese bergtätliche Herrlichkeit noch dauerte! Frau Schottelius hielt nichts von dem Bergrat, und sie war eine sehr einflussreiche Person, und sie war die Tante der Besiperin, die hier unumschränkt wie eine Königin herrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Freiballon von Gießen in die Eifel.

Von Hermann Schmidt.

Ein strahlender Maitag war es, an dem der Gießener Verein für Luftschiffahrt seine sportliche Tätigkeit mit einer Freiballonfahrt begann. Der Marburger Verein hatte zu dieser Fahrt Ballon und Führer zur Verfügung gestellt und 3 Gießener Herren sich zur Teilnahme gemeldet. Leider war es unmöglich, mit drei Passagieren zu fahren, da sie für die „Marburg“ zu gewichtig waren. Dem bestimmten: „Mit 6 Saal Ballast fahre ich

nicht" des Führers war nichts zu entgegnen und so mußte das Los entscheiden, wer den Korb zu verlassen hatte. Kaum war neu abgewogen, da erscholl der Befehl: „Fertig — los!“ und stols stieg die „Marburg“ unter dem jubelnden Lärmschwallen der zahlreichen Zuschauer in die Lüste. Das lag es nun unter uns, unser liebes Gießen, nett und sauber, wie aus der Spielzeugschachtel. In der Mitte die verwitterten Ziegeldächer von Alt-Gießen, umgeben vom grünen Kranze der Anlagen und darum schwarzgrün leuchtend die Neustadt. In allen Straßen winkte es und die Schulen taten auch ihr möglichstes zum Abschiedsjubel. Aber des Verweilens war nicht lange. Wir hatten sofort in 900 Mtr. die Gleichgewichtslage erreicht und steuerten mit 30 Km. Fahrt in der Richtung Frankfurt. Hinter uns flogen Gewitterwolken auf; unser Ballon aber war schneller als sie und lief ihnen davon. Doch der „Marburg“ gefiel die eingeschlagene Richtung nicht. Wahrscheinlich wollte sie mir Neuling im Korb sofort das schönste Stück Vaterland zeigen und zur Nacheiferung anfeuern. So zog sie es vor, mit einem eleganten Bogen über Klein-Vindon weg in das Lahntal zu schwimmen. In gleichmächtiger Fahrt, immer in Gleichgewichtslage, schwammen wir über Wehlar, an Braunfels vorbei, das mit seinem stolzen Schloß von oben so ganz anders aussah wie gewöhnlich. Plötzlich fielen Bollerbüsche, und wir bildeten uns beinahe ein, daß die Kagenköpfe uns zu Ehren ihren Mund hätten sprechen lassen, bis wir bei näherem Zuschauen sahen, daß es gewöhnliche Sprengschüsse eines Steinbruchs waren.

Um 10 Uhr etwa sichteten wir Weilburg. Ich habe selten ein schöneres Städtebild gesehen, als es dieser Ort auf seiner Insel, umflossen von der grünen Lahn, umgrenzt von waldbigen Höhen, bietet. Aber des Verweilens war auch hier nicht lange. Unsere „Marburg“ wollte weiter und da waren ihr die vielen Krümmungen der Lahn, denen wir seither immer gefolgt waren, zu zeitraubend. So zog sie es vor, um an den Rhein zu kommen, sich auch den Westerwald ein wenig zu beschauen. In Sicht von Limburg verließen wir unter militärischem Trommel- und Pfeifenschall das Lahntal und stiegen über den Westerwald. Aber viel sollten wir von ihm nicht sehen. Hinter Sabamar türmte sich ein ausgewachener Cumulus, der rechte Sehnsucht nach uns hatte. Aber die nötige Ballastabgabe brachte uns über ihn und nun genossen wir den überwältigenden Genuß einer Wolfenfahrt mit all ihrem Zauber. Ueber uns ein tiefblauer Himmel, unter uns ein wallendes, wogendes Nebelmeer, auf dem unser Ballonschatten langsam dahinzog und mit seiner Aureole Farbe in das blendende Weiß der Wolke brachte. Damit auch die Wissenschaft nicht zu kurz kam, hielt unser Führer einen Vortrag über Luftschichten und Wolkenbildungen und ihren Einfluß auf die Fahrt. Als wir die Erde wieder sichteten, lag er vor uns, der herrliche, grüne Rhein. Aber schön und grün sah er nicht aus. Trotz blendenden Sonnenscheins und lachender Fluren zeigte er ein mißrisches Gesicht; trüb und langsam wälzte er seine Fluten. Dennoch schien unser Ballon eine große Buneigung zu ihm gefaßt zu haben. „Dals zog es ihn, halb sank er hin.“ Da mußte der mürrische Fluhgott sein Opfer haben. Mit 2 Säcken Ballast war er zufrieden und ließ uns in 1700 Mtr. unsere Wege ziehen und zwar recht langsam, damit wir seine Schönheiten auch ausgiebig kosten konnten. Und es war ein herrliches Panorama, an dem sich das Auge weidete. Nach Norden schweifte der Blick bis Wallendar mit seinen Inseln, im Süden wurde der Horizont begrenzt von Oberlahnstein und der Burg Stolzenfels, und unter uns lag Koblenz und das Moseltal mit dem Kaiserdenkmal. Da gab es zu schauen genug, und die langsame Fahrt, die wir machten, gab uns überreichlich Zeit dazu. Fast $\frac{1}{4}$ Stunden benötigten wir, um Rhein und Mosel zu überqueren und in die Eifel einzutreten. Aber da sah es bedenklich aus. Vor uns türmte sich Cumulus auf Cumulus und auf einen schien es die „Marburg“ abgesehen zu haben. Das Gesicht unseres Führers wurde immer bedenklicher, und kaum war ihm das Wort entflohen: „Der liefert uns.“ Da saßen wir auch schon drin im Nebel. Unwillkürlich kam mir der Gedanke an Miltheim, aber zu weiteren Betrachtungen blieb keine Zeit. In rasender Fahrt riß uns der vertikale Luftstrom aufwärts. Die Zahlen lauten 12.50 Uhr — 2500 Mtr.; 12.55 Uhr — 2750 Mtr.; 12.57 Uhr — 3000 Mtr. In dieser Höhe schnitt unser Führer das Schlepptau los und mit einem unangenehmen Geräusch sauste es in die Tiefe. Zum Schluß gab es noch einen kräftigen Ruck, der den Ballonkorb in kräftiges Schwanken brachte. Noch schneller, als wir oben waren, fielen wir nun durch. Wenns nicht Aneroid und Barometer angezeigt hätten, an unsern Ohren merkten wirs zur Genüge. Die Fallseiten lauten: 12.57 Uhr — 3000 Mtr.; 12.59 Uhr — 2100 Mtr.; 1.01 Uhr — 1600 Mtr. Zum Barrieren brauchten wir 5 Sack Ballast. Als wir bei Münstermaifeld die Erde wieder sichteten, konnten wir trotz alles Suchens nur noch $1\frac{1}{2}$ Sack im Korb entdecken. Da war Holland in Not. Und vor uns lag der schönste Teil der Eifel. Ganz fern am Horizonte sichteten wir das Pulvermaar und von meinen Wanderungen her wußte ich, daß dann auch der Räuseberg mit seinen stimmungsvollen Maaren und das prächtige Manderscheid nicht weit waren. Unserm Führer gingen wohl ähnliche Gedanken durch den Kopf. Und als er sich noch die schönen Kornfelder unter uns betrachtete und wohl schnell den Flurschaden berechnet hatte, den es da unten geben würde, sagte er: „Eigentlich mühten

wir landen; aber ich verlasse mich auf Ventilzug und Sonnenstrahlung.“

Und so zog unsere „Marburg“ weiter, bald hoch, bald tief; je nachdem wir Sonne oder Wolkenschatten hatten, bis wir an das liebliche Pulvermaar kamen. Das sah wie ein dunkelblaues Auge, umgeben vom grünen Kranz herrlicher Buchen, zu uns herauf. Nahe seinem Ufer lag ein Heidekegel in voller Pracht blühenden Ginters. In dessen goldiger Rut wollten wir eintauchen und die prächtige Fahrt beenden. Doch es gelang vorbei. Sonnenstrahlung zog uns wieder hoch. Langsam zogen wir nun über das nahegelegene Dörfchen Gilsenfeld. Und als wir auch da nicht landeten, erhob sich eine Flut von Tönen. Gundegebell, Bahngeschrei und Menschentöne umwoben uns. Es war ein ganz harmonisches Konzert, in dem nur die Bässe fehlten, und es schien mir, als ob nur die mit Sopran begabten Wesen ihrer Enttäuschung lauten Ausdruck gaben, während die Herren der Schöpfung den Schmerz, uns nicht an ihrem Dorfe wieder an die Erde geleitet zu sehen, mit mehr Würde trugen. Hinter Gilsenfeld war nun ein geeignetes Landungsfeld, auf dem der Führer niedergehen wollte. Doch der Führer dachte, aber die Sonne lachte unsern Ballon so freundlich an, daß er den Vordungen nicht widerstehen konnte und hoch zu ihr stieg. Allein ein energischer Ventilzug erinnerte ihn an seine Pflichten der Mutter Erde gegenüber. Und nun begann eine interessante Fahrt, landschaftlich sowohl wie fahrtechnisch. An dem Räuseberg mit seinen melancholischen Maaren, dem Schaublatz von Lara Viebig's herrlicher Novelle „Totenmaar“ vorüber, über das idyllisch gelegene Manderscheid hinweg ging die Fahrt über vielfach bewaldetes Gelände, das schlecht Landungsgelegenheit bot. Schlepptau, Ventil und der letzte Ballast halfen über die gefährlichsten Stellen hinweg. Zum Schluß mühten wir noch über einen herrlichen, hochstämmigen Buchenwald. Das gab eine prächtige Fahrt. Dicht über den Wipfeln ging die Fahrt und gar manchmal tauchte der Korb hinein in das grüne Blättermeer. Doch immer wieder hob er sich zu neuem Schwung über die grünen, wogenden Gipfel, bis wir endgültig festsaßen. Da keinerlei Sandballast mehr vorhanden war, mußte der Verpackungspan gehalten. Mit Krachen sauste er hinunter, riß einige Aeste mit und fiel glücklich zu Boden. So entlastet, stiegen wir etwas hoch und landeten bald auf einer nahegelegenen kleinen Waldwiese, ohne die Reisleine gezogen zu haben. Es war eine richtige Damenlandung. Kaum waren wir gelandet, als auch schon die Bevölkerung herbeiströmte. Sie hatten noch nie einen Ballon gesehen und betrachteten ihn mit großer Neugierde. Als aber unser Führer befaß: „Zigarren und Pfeifen weg“, verzogen sie sich in respektvolle Entfernung. Bei der nun folgenden Verpackung halfen sie jedoch fleißig und bald waren wir reisefertig. Nur der Verpackungspan fehlte noch. Da die nach ihm ausgeschickten Kinder trotz des versprochenen Trinkgelds erfolglos zurückgekehrt waren, mußten wir uns selber auf die Suche machen. Wir fanden zwar bald die Stelle, wo wir königlich preussischen Domänenwald beschädigt hatten, doch den Plan, den sah man niemals wieder. Wahrscheinlich deckt er heute den spizen Rücken einer dünnen Eichelkub. Aber noch eine Enttäuschung sollte uns vorhalten sein. Wie wir uns auf unserem Landeplatz an einem mitgenommenen guten Tropfen stärken wollten, fanden wir nur noch die schlechte Hülle. Der echte Inhalt war in den durstigen Kehlen unserer Helfer verschwunden.

Da inzwischen unser Fuhrwerk angekommen war, packten wir auf und fuhren auf holprigen Wegen nach dem mairischen Kyllburg zur Fahrt in die Heimat.

Das Stottern der Kinder.

Von Dr. med. Th. Hoepfner.

Das Wort „Stottern“ auszusprechen ist eine so schlechte Angewohnheit von Eltern und Erziehern, daß es jahrelanger Arbeit der Forscher bedurft hat, um feststellen zu können, daß man diesen Ausdruck im Volke irrtümlich auf die im Grunde aller verschiedenen Erscheinungen anwendet.

Der Ausdruck „Stottern“ besagt, wenn wir der Logik und nicht dem Herkommen die Ehre geben wollen, nur, daß an den Anfängen von Worten die ersten Buchstaben und Silben mehrfach gesprochen werden, etwa wie „D-D-D- David“ oder „Te-Te-Te-Teller“. Diese Wiederholungen sind Erscheinungen einer ungenügenden Verbindung zwischen dem Willen zu sprechen (einer geistigen Triebkraft) und dem Worte (einem Formelemente unseres Denkens). Die Ursache ist verschieden, und es darf als ein unbestreitbares Verdienst der psychanalytischen Forschung angesehen werden, auf diesen Umstand hingewiesen zu haben. In dreißig Prozent der Fälle, in denen ein dauernder Zustand aus solchen Anfängen sich entwickelt, ist ein Unfall oder ein feistischer Chok als Ursache für diese anfängliche Erscheinung nachzuweisen, die ihrerseits auf einer Loderung oder Zerreißung der eben genannten Ideenverbindung, aber nicht auf einer irgendwie beschaffenen Schädigung der Nervensubstanz beruht. In weiteren dreißig Prozent der Fälle ist eine hochfieberhafte Erkrankung des Kindesalters die Ursache dieses anfänglichen Stotterns; im letzten Drittel findet infolge einer ungünstigen erblichen Beeinflussung der Entwicklungs-gleichmäßigkeit eine anfängliche Ungleichartigkeit zwischen geistiger und sprachlicher Entwicklung statt. Soweit paßt der Ausdruck „Stot-

tern" auf die Erscheinungen des sprachlichen Buchstaben- und Silbenwiederholens.

Dier steht die schlechte Angewohnheit von Eltern und Erziehern ein, sich bei der Diagnose zu beruhigen und nun alles andere zu ziehen und zu erziehen, nur nicht die unferlige Sprache; woher soll man es auch wissen? Man lacht wohl gar darüber, man läßt, als pädagogischer Kunstgriff gemeint, wohl gar andere noch darüber lachen. Nichts ist herloser und unsinniger zugleich. Wäre man sich Mühe, so würde man erkennen, daß die Störung einen ganz anderen Charakter annimmt: sie verliert das Zufällige, Unwillkürliche und wird sichtlich gesetzmäßiger, zwangsmäßiger.

Das kommt so zustande. Das Kind hat eine Seele, wie man eigentlich wissen sollte, und diese Seele nimmt, langsam oder geschwinde, eine Vorstellung davon auf, daß an bestimmten Stellen der Bewegungsvorgang des Sprechens unterbrochen und der Ausdruck des Gedachten folglich verzögert, die eigenartige Lautvermehrung für andere Menschen etwas Lächerliches oder Vergerliches oder gar Mißdeutbares wird. In dieser geistige Entwicklungsvorgang, diese Vorstellungsbildung, geschieht, so fühlt sich das Kind in seiner Eigenliebe und in seiner Liebe zu seinen Mitmenschen unangenehm und beschämend getroffen. Damit sind aber, wie jeder psychologisch nur einigermaßen Gebildete weiß, die Bedingungen für ein eigenes Handeln, für ein Wollen geschaffen. Da das Kind nun richtigmachen, wiederherstellen, überwinden will, was ihm als Falsches, als Gestörtes, als Dinderndes erscheint, so strengt es sich an, und zwar in der nativsten Weise, in der, seit die Welt steht, schließlich alle mehr oder weniger psychisch-diplomatischen Konflikte entschieden wurden: es läßt die Muskeln stärker arbeiten. Es liegt nun in der Natur der Sprechmuskelbewegungen, daß sie, da sie zarte Lautgebilde hervorbringen, aber keine Kampfsprobleme lösen sollen, infolge dieser mit ihnen ausgeführten Anstrengungen die Aussprache der Laute verdecken, verderben und verzögern. Das Kind hat aber erreicht, was es wollte; es hat seinem Vorstellen Genüge getan und die schleppenden Buchstaben- und Silbenverdoppelungen aus der Welt geschafft; daß es aber dadurch in gewollungsvoller Weise nun selbst zum Störer der richtigen Aussprache wird, das merkt es nicht gleich. Die Umgebung des Kindes merkt es auch nicht, deutet das, was sie sieht, entweder gar nicht oder hält die anfängliche und die gesetzmäßige Form der Störung für dasselbe. Selbst erfahrene Ärzte sind dieser Täuschung anheimgefallen; man verwechselte die störenden Selbsthilfsanstrengungen mit Krämpfen. Dabei bedachte man nicht, daß Krämpfe weh tun und unwillkürlich auftreten, während die hier beschriebenen Erscheinungen (auf die also der Ausdruck „Stottern“ nicht mehr paßt) ganz vom Willen abhängen: sie können verstärkt werden, können dadurch, daß man mit dem Sprechemollen aufhört, unterbrochen werden und können, wenn der ernste Wille dazu besteht, auch, im Anfangsstadium, noch ohne besondere Unterweisung vermieden werden.

Wer, sei es Arzt, Lehrer, Vater oder Mutter, zuerst gesagt hat, ein „bißchen“ Stottern schade nichts, das läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls erbt sich eine unglaubliche pädagogische Stumpfheit in diesem Punkte fort wie eine Kinderfrauenuntugend, nur daß man diese früher wenigstens irgendwann einmal als Tugend bezeichnete; ich denke dabei z. B. an das Einwickeln der Arme bei Wickelkindern. Aber beim Stottern, besonders beim Zustand der ausgebildeten Störung, hat man bis zum heutigen Tage ver-gessen, sich vorzustellen, daß man ein Kind nicht ungeliebt in seinen tiefer und tiefer werdenden sprachlichen Konflikten sitzen und darin verstricken läßt. Die weitaus meisten stotternden Kinder sind nach einiger Zeit schwer erziehbar, moralisch undurchsichtig, zu starken Affekten geneigt, häufig verlogen, aller Verstellungen fähig. Dabei werden die Worte schwer hörbar, der Sprachschlag verarmt und mit ihm Redegewandtheit und die Schärfe der Begriffe. Krankheitsgefühl, Unlust, Gereiztheit stellen sich ein, oft übergehend in hypochondrischen oder hysterieartigen Egoismus. Die Schulleistungen lassen nach, nicht so sehr nur wegen der sprachlichen Behinderung, als weil schließlich überhaupt jeder klare Trieb und Wille, etwas zu leisten, fehlt. Wer hat gesagt, daß das von selbst besser würde oder ganz wegginge? In der wissenschaftlichen Literatur habe ich nichts Genaues darüber gefunden. Selbstzeugnisse bedürfen, gerade wegen den angedeuteten Folgeerscheinungen, gründlichster Prüfung, alle Erfahrung aber spricht dagegen, daß der ungünstige Einfluß einer jahrelangen Sprachbehinderung ohne besondere Maßnahmen einfach spurlos verschwinde. Jeder geistig normale Erwachsene wird sich eingesehen, daß ein Leib, das jahrelang ohne eigene Schuld getragen wurde, von Einfluß auf seine Auffassung des Lebens, auf Selbsteinschätzung, Altruismus, Religion und Ethik gewesen; wie oder warum soll es hier anders sein? Und die Erfahrung des Fachmannes lehrt, daß es nicht anders ist. Wo aber moralische und geistige Eigenarten von solcher Deutlichkeit und Eigenart wahrnehmbar werden, da sollte, nach erprobtem und sonst angewendetem Brauche, ein Grund für erzieherische Bedenken und Maßnahmen nicht erst gesucht werden.

Vermischtes.

— Grand. Nicht das „höchste“ Spiel beim „deutschen Stat“ und anderen Kartenspielen, die sich immer noch französischer Ausdrücke bedienen, sondern leider ein anderer sichtbarer Mißbrauch dieses französischen Eigenschaftswortes ist hier gemeint. Zwar das „Grand Magazin“ (oder gar „Magazin“) oder der „Grand Basar“ als Benennung der Warenhäuser scheint seit einigen Jahren nicht weiter um sich gegriffen zu haben; doch erkeuen sich so große und lebhaft Handels- und Verkehrsmittelpunkte wie Nürnberg und Frankfurt am Main immer noch eines „Grand Basar“ als des „erklaffigen Kaufhauses“. Außerordentlich weit verbreitet sind dagegen leider immer noch das „Grand Hotel“ und das „Grand Café“, und zwar sowohl in Verbindung mit den verschiedensten Eigenschaftswörtern als mehr oder weniger sinnvollen Zusätzen wie Grand Hotel Continental oder Grand Café Imperial usw., als auch ganz einfach als Grand Hotel und Grand Café. Dabei besteht im Wirtsgewerbe der Bahn, der wohl von den Besuchern geteilt werden dürfte, daß diese ziemlich anmaßende Selbstbezeichnung ohne weiteres einen Vorrang vor den Wettbewerbern festlegt. So ist kürzlich auch in einer sehr reichen und neuerdings mächtig aufblühenden Handelsstadt am Rhein ein alteingeführtes Kaffeehaus nach beträchtlichem Ausbau als „Grand Café“ eröffnet worden. Ja, ja: „Großer Gasthof“ und „Großes Kaffeehaus“ dünkte die meisten wohl feistam oder vielleicht gar prächtig; und doch gibt es in Altbayern, sogar in der Hauptstadt München selbst, mehr als ein stattliches und starkbesuchtes Wirtshaus, das „Großer Wirt“ oder „Großwirt“ heißt. L. Tränkel (Ludwigshafen.)

* Schwer zu machen. „Wenn es geht,“ jagte der neue Sträfling, „so möchte ich in meinem Berufe beschäftigt werden.“ „Das ist immer sehr schön,“ sagte der Gefängnisdirektor, „welchen Beruf haben Sie denn?“ „Ich bin Flieger.“

Büchertisch.

— Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek. Nr. 5671. Erinnerungen. Von Richard Wagner. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Rich. Krufe. In Leinen 60 Bfg. — Nr. 5672. Die von Wildtberg. Von Fritz v. Briesen. Die Tragödie einer Jugend und eines Alters in vier Akten. — Nr. 5673—75. Unter Napoleons Joch. Erinnerungen eines sächs. Ordnonanzoffiziers. Roman. Von Curt Kühns. In Leinen 1 Mk. — Nr. 5676. Der verrückte Flinsheim und zwei andere Novellen. Von Charlotte Niese. Mit einer Einl. von Carl Friedr. Nowak. Mit Bildnis der Verfasserin. In Leinen 60 Bfg. Inhalt: Der verrückte Flinsheim. Die Geschichte des Staatsrats. Die Geschichte von einem, der nichts durfte. — Nr. 5677. Scherzgedichte. Von D. Dumenthal. Leinen 60 Bfg. — Nr. 5678—80. Der Säugetierorganismus und seine Leistung. Von Prof. Dr. Ernst Th. v. Brieske. Erster Teil. 22. Band der Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Siegmund Günther. Mit 4 bunten und 3 einfarbigen Tafeln und 21 Zeichnungen im Text.

Rösselsprung.

kann	und	Zweifel	Ausreiß	bar	üpp'	Alles	Natur
kommen	und	dem	wer	schauet	die	offen-	gem
Sterben	kein	recht	zu-	keine	das	nach	Satz-
stand	und	im	klar	folget	ev'gen	Müßn	nis
auch	und	Wider-	Spur-	frieden	Gesehm-	ung	der
von	schön	kein	ist	nicht	ein	leben	Glücks
Neuen	sie	im	Ent-	ist	den	schonen	lang-
wie	färben	dem	Tod	Leben	fames	das	und

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
Debeschmaus.